

**Erich L., geb. am 14.9.1927 in Kösteldorf
Jugend im Sudetenland, Rückkehr aus dem jugendlichen Kriegseinsatz**

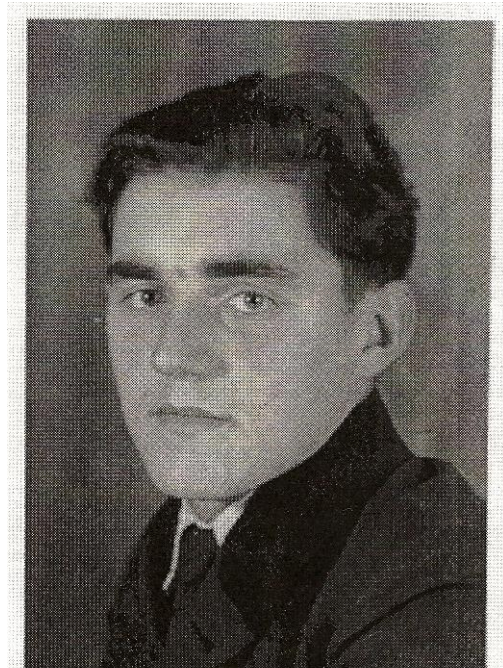
Ich wurde als ältestes Kind meiner Eltern am 14.09.27 in Kösteldorf¹ Nr. 6 bei Chodau im Egerland geboren. Wir gehörten zum Kreis Elbogen. Die Bahnstationen Chodau und Neu-Rohlau lagen beide etwa acht Kilometer weit entfernt, d.h. verkehrsmäßig waren wir ziemlich weit vom Schuss. Im Ort selbst gab es auch hauptsächlich einfache Leute. Meine Eltern bewirtschafteten nur ein kleines landwirtschaftliches Anwesen von ca. fünf Hektar mit bestenfalls fünf Kühen. Damit gehörten wir schon zu den etwas besser Gestellten.

Der Ort hatte ca. 800 Einwohner, unter diesen auch 1938 keine Tschechen. Im Ort gab es keine Kirche, nicht einmal eine Kapelle. Dem Sprengel nach gehörten wir zu Dotterwies. Dort lag das Taufregister und auch der Friedhof. Daher ist erstaunlich, dass Dotterwies eigentlich der kleinere Ortsteil mit nur ca. 500 Einwohnern war, während Kösteldorf eben über 800 hatte.

Mein Vater war Josef L. Er hatte in den Besitz meiner Mutter eingeheiratet. Sein Vater hatte im 1. Weltkrieg noch bis 1918 für das österreichische Kaiserreich gekämpft, den Waffenstillstand erlebt, war aber dann dennoch im ersten Weltkrieg geblieben, weil er im März 1919 in italienischer Kriegsgefangenschaft umgekommen war. Das hatte zur Folge gehabt, dass mein Vater sehr früh Verantwortung übernehmen musste. Auch wir Kinder hatten deshalb den Großvater nicht kennenlernen können. Wie sich später noch zeigen wird, war das Denken meines Vaters von dem frühen Verlust seines Vaters sehr bestimmt.

Meine Mutter war Maria L., eine geborene P. Sie war in Kösteldorf 6 die Hoferbin gewesen. Vater hatte eingeheiratet. Der Familienname wechselte auf diese Weise zwar von P. zu L., der Hofname blieb indes derselbe. Der war schon solange „beim Biener“, dessen Ursprung nicht mehr ergründbar ist. Natürlich liegt nahe, dass das was mit der Imkerei zu tun hat. Aber dazu gibt es keine Überlieferung.

Mutter stand immer treu an der Seite meines Vaters. Besonders die letzten sechs Jahre in der Heimat bis 1946 waren schwer für sie. Sie musste die ganze Landwirtschaft ohne meinen Vater bewältigen, der ab 1940 erst in der Wehrmacht diente und schließlich bis 1948 in Kriegsgefangenschaft war. Auch in die Vertreibung mussten wir deshalb ohne ihn gehen.



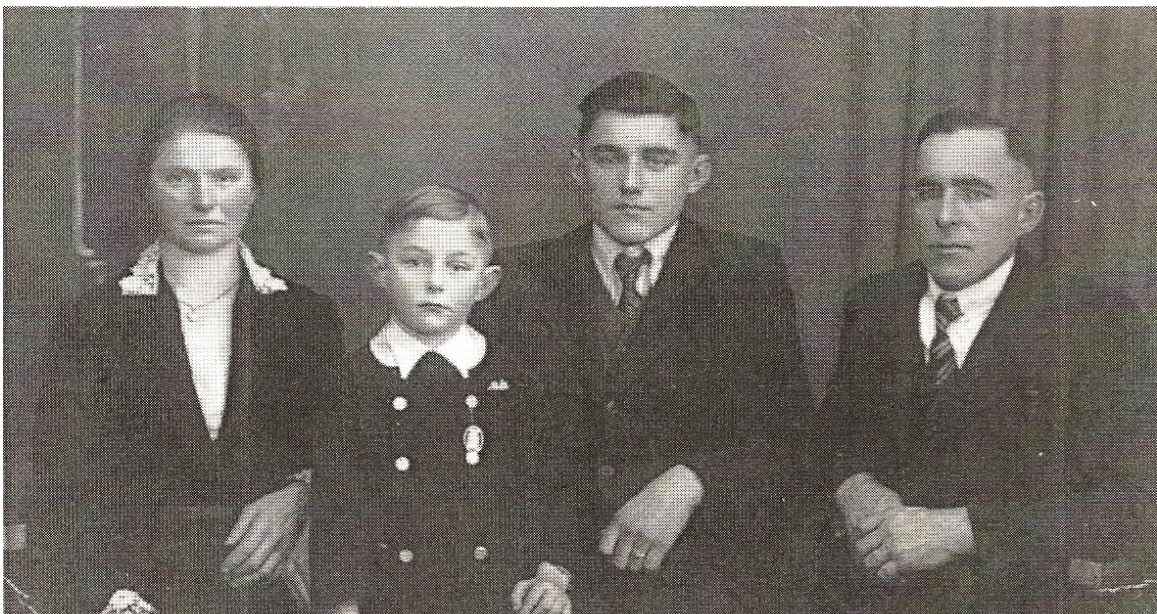
Im Juli 1943 hatte ich, Erich L., endlich meine Stelle als Forstlehrling in Niederfalkenau bei Tetschen antreten dürfen. Dazu benötigte ich einen Dienstaussweis. Auf diese Weise ist das obenstehende Photo als Passbild entstanden. Ich war gerade 16.

¹ Schwarzenbach liegt am Fuß der Südabdachung des Erzgebirges und ist umgeben von Wäldern und Wiesen mit seltenen Pflanzen. Die Gemeinde Schwarzenbach besteht aus den Ortsteilen Schwarzenbach und Kösteldorf.

Am 01.09.33 trat ich in Kösteldorf in die dreiklassige Volksschule ein. Auch zu meiner Zeit umfasste bei uns die 1. Klasse die ersten drei Schuljahre. Die ABC-Schützen saßen also immer mit den Zweit- und Drittklässlern zusammen, so auch ich. 1936 kam ich dann im 4. Schuljahr in die zweite Klasse, die das 4. und 5. Schuljahr umfasste. Diese führte stets der Oberlehrer G. In den Klassen saßen immer 35 bis 40 Schüler. Wäre ich am 01.09.38 mit Beginn des sechsten Schuljahres in unserer Kösteldorfer Schule geblieben, dann wäre ich dort in die dritte Klasse gekommen. Sie umfasste die letzten Schuljahre vom 6. bis 8. Weil ich ein ordentlicher Bub war und immer auch Lerneifer gezeigt hatte, war mein Vater der Meinung gewesen, dass ich nach der zweiten Klasse die Bürgerschule in Chodau² besuchen sollte. So trat ich zum obigen Termin dort in die sechste Klasse im sechsten Schuljahr ein. In der Bürgerschule waren wir jetzt nicht nur wieder die Jüngsten, sondern auch sonst war manches anders. Die Klassen waren nicht mehr aus mehreren Schuljahren zusammengesetzt, sondern alle Schüler einer Klasse gehörten demselben Schuljahr an. Außerdem waren wir in den drei Schuljahren bis zur achten Klasse nur Jungen. Für Mädchen gab es eigene Klassen.

Dass wir 1938 in einer Zeit des Umbruchs waren, zeigte sich bis in die Schule. Wir lernten im September nur noch drei Wochen Tschechisch, dann wurde bei uns in der Chodauer Schule auf Englisch umgestellt.

Sonst änderte sich damals von meiner Schulperspektive her gesehen kaum etwas. Die Lehrer blieben dieselben, d.h. wir bekamen keine aus dem Reich, dem wir jetzt angehörten, dazu. Tschechen verließen die Schule auch nicht, denn es gab in unserer Gegend keine.



Unsere Familie L. aus Kösteldorf im Egerland 1942. Mein Vater Josef (1903) war gerade zum ersten Fronturlaub aus Russland daheim. Ich, Erich L. (1927), war damals 15 Jahre und besuchte die 5. Klasse der Hauptschule. Nach dem Anschluss war unsere frühere Bürgerschule so umbenannt worden. Mein Bruder Helmut (1937) war erst fünf Jahre und ging demzufolge noch gar nicht zur Schule. Er hatte bis zur Aussiedlung 1946 noch nicht einmal die Grundschule beendet, studierte später aber in Hessen und wurde Lehrer. Bei einer Kopfoperation ist er tragischer Weise schon mit 34 Jahren im Klinikum Gießen verstorben. Meine Mutter Maria führte nach Vaters Einberufung mit mir den Hof. Es musste alles weitergehen. Am Hof waren 3 Kühe, 2 Rinder, 2 Schweine und 5 ha Feld und Wiese zu versorgen. Dazu kümmerte ich mich noch um die 30 Bienenvölker; denn Vater war ein passionierter Imker gewesen.

² Die Stadt liegt in Westböhmen am Chodaubach etwa 12 km von Karlsbad entfernt.

Als 1941 die meisten meiner Mitschüler die Schule zur Berufsausbildung verließen, blieb ich noch zwei Jahre bis zur Mittleren Reife. Das war nicht selbstverständlich. Denn zu Hause in Kösteldorf war meine Arbeitskraft inzwischen nötiger denn je. Wir waren mit der Landwirtschaft allein. Vater war 1940 zur Wehrmacht eingezogen worden und wir, meine Mutter und ich, mussten unsere Kräfte so einteilen, dass die Arbeit am Hof weiterging. Dazu gaben wir zwei unser Bestes. Wenn ich nach den zwei mal acht Kilometern hin und zurück um drei Uhr nachmittags aus der Schule kam, fuhr ich mit dem Rindergespann zur Feldarbeit, leistete oft auch Gespanndienste für die Nachbarschaft, die über keine Tiere verfügte. Für die Nachbarn fuhr ich z.B. das Holz für den Winter heran oder transportierte Kartoffeln und Gerät. Das war Teil der Nachbarschaftshilfe, ohne die wir Vater gar nicht hätten ersetzen können. Denn die Nachbarn halfen dann, wenn bei der Ernte Not am Mann war und die Feldfrucht eingebracht werden musste.

Glücklicherweise lebte damals auch noch mein Großonkel Rudolf F., Großmutter Bruder von Vaters Seite, der wie mein Vater neben der Kleinlandwirtschaft die Imkerei betrieb. Auf seine Anregung hin hatte mein Vater begonnen, selbst über 20 Bienenvölker aufzubauen. Die mussten nun natürlich in seiner Abwesenheit betreut werden. Das übernahm jetzt zum großen Teil Onkel Rudolf. Ein gut Teil Arbeit machte dabei der Vertrieb unserer Produkte aus, speziell auch aus der Imkerei. Mein Part bestand vor allem darin, die Kundenklientel in Chodau aber auch bis hinein nach Karlsbad zu bedienen. Jemand der heute im Jahre 2007 diese Zeilen liest und wie selbstverständlich in den Vorstellungen seiner Autowelt denkt, wird zumindest etwas staunen, wenn er begriffen hat, mit welchen Mühen es verbunden war, so etwas zu bewerkstelligen. Ich lud unsere Erzeugnisse, Honig, Waldbeeren, Eier usw. in einen Buckelkorb, legte meine Schultasche obendrauf und marschierte morgens entsprechend früher los, denn ich musste ja pünktlich in der Schule sein. Glück hatte ich, wenn ich so früh morgens ein Fuhrwerk traf, das mich mitnahm. Wenn der Unterricht begann, hatte ich dann unsere Kunden schon bedient oder ich musste die restlichen nach der Schule aufsuchen. Kunden hatten wir wohlgemerkt mit dem Honig und den Honigwaben bis nach Karlsbad hinein, auch unter den Kurgästen.

Das hatte auch etwas mit dem Geschick zu tun, das mein Vater in der Imkerei entwickelt hatte. Er betrieb sogar Königinnenzucht. Auf diesem Gebiet ist er mir ein vorbildlicher Lehrmeister gewesen. Ich durfte zwar und musste später ganz andere Berufswege beschreiten, der Imkerei blieb ich jedoch bis heute mit Hingabe verbunden.

Trotz der nie enden wollenden Arbeit in der Landwirtschaft und der Bienenzucht, fand mein Vater noch Zeit für die Gemeinde und das Egerland. Ich erinnere mich, dass er bis 38 Mitglied der Sudetendeutschen Partei war und in Kösteldorf sogar der Ortsobmann. Er gehörte aber überhaupt nicht zu den Aktivisten, die sich im September entweder in Kirchtürmen versteckten oder über die sächsische Grenze ins Reich flohen. Das hätte er wahrscheinlich auch tun sollen. Obwohl er nur ein einfacher Obmann in unserem Dorf war, keine verbotenen Versammlungen durchgeführt oder sich in irgendeiner Weise strafbar gemacht hatte, wurde er von der tschechischen Staatspolizei in Gewahrsam genommen und fünf Wochen in dem berühmten Gefängnis Bory in Pilsen eingekerkert. Dass letzteres ganz den Tatsachen entsprach, sahen wir erst Mitte Oktober 38. Bis dahin hatten wir nichts von ihm gehört. Dann erst erfuhren wir, wie die Tschechen ihn im Gefängnis verprügelt hatten. Er brauchte lange, sich von der Haft in Bory zu erholen. Damals war ich natürlich noch ein Schulbub, aber in diesen Jugendjahren beginnt sich Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl zu bilden und ich verstand meinen Vater voll und ganz. Er hielt

nichts von der tschechischen Demokratie, wo man offenbar eine Strafprozessordnung für seine Bürger nicht kannte und in den Haftanstalten hemmungslos prügelte. Auf der anderen Seite waren wir im Oktober 1938 natürlich froh, dass wir unseren Vater wenigstens so heil wieder hatten.

Im Egerland hatten wir ihn nicht mal mehr zwei Jahre. Im Januar 1940 musste er in den großen Krieg einrücken. An der Westfront durfte er zunächst „am großen Siegen“ teilnehmen. Er kämpfte sich mit seiner Truppe von Kehl bis St. Dié in den Vogesen in der Nähe der Festung Epinal vor. Da war der Frankreichfeldzug schon zuende. Später kam er nach Weißrussland und zuletzt wieder nach Frankreich. Im April 45 geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft und war bis März 1948 in Dachau. Erst damals trafen wir ihn in Sprendlingen wieder und konnten ihn in die Arme schließen. Bis dahin musste aber noch viel geschehen, z.B. unsere Egerländer Welt einstürzen, von der wir 1940 glaubten, sie stünde so fest wie nie.

Von Jugend an war mein Wunsch gewesen, Förster zu werden. Dafür hatte ich mir vorgenommen, jede Mühe auf mich zu nehmen. Meine Eltern hatten mir 1941 gestattet, noch zwei Jahre länger die Bürgerschule bis zur Mittleren Reife zu besuchen. Das war kein Zuckerschlecken; denn es war nur möglich, weil ich währenddessen noch in der Landwirtschaft meiner Mutter in jeder Minute, die ich erübrigen konnte, mithalf.

Deshalb war ich übrigens überhaupt kein „guter“ Hitlerjunge. Dafür hatte ich einfach kaum Zeit. Wenn wir da unsere Zusammenkunft hatten, musste ich z.B. das Feld bestellen. Zeit blieb da keine.

Schon vor dem Schulabschluss im Juni 43 suchte ich mir eine Ausbildungsstelle zum Förster. Dazu fand am 8. Feber in Reichenberg (Liberec) ein Auswahltest statt. In meinem grünen Anzug – ich bevorzugte diese Farbe schon damals als Zeichen meiner Naturverbundenheit – fuhr ich dorthin. Mit mir bewarben sich weitere 300 Interessenten, 20 konnten genommen werden. Noch am Nachmittag vor unserer Heimfahrt teilten sie uns das Ergebnis mit. Ich war unter den zwanzig. Stolz fuhr ich nach Hause. Es war einer der ersten Triumphe meines Lebens.

Damals teilte mir die Forstbehörde schon bald mit, dass mein Ausbildungsforstamt Teichstadt bei Böhmischem Kamnitz sein würde. Dort war ich im Forstamt Hackelsberg-Falkenau-Kittlitz bei Steinschönau zur Ausbildung hinbeordert. Diese Zuordnung setzte aber voraus, dass ich die Abschlussprüfung an der Chodauer Bürgerschule bestehen würde. Das war glücklicherweise nur eine Formsache.

Am Ende des Sommers 1943 stand also meine Übersiedlung ins Falkenauer Forsthaus an. Dort hatte der Lehrrevierförster Franz A. darum gebeten, dass ich eine gewisse Grundausstattung mitbringe. Sie bestand aus einem Bettgestell, Matratzen, einem Federdeckbett und einem Sack Kartoffeln. Letzteres hatte Herr A. nur erbeten und nicht zur Voraussetzung gemacht, wie das bei Matratze und Bettgestell der Fall war. Das musste nun alles ins Forsthaus in die Nähe von Falkenau. Dazu spannte ich unsere Rinder vor den Kastenwagen, lud mein Umzugsgut auf und schaffte es auf den Bahnhof nach Chodau. Dort adressierte ich es an die Güterstation Hillelmühl bei Falkenau. Dann reiste ich selbst hin und konnte nach einigen Tagen mein Umzugsgut in Empfang nehmen. Um es ins Forstamt zu transportieren, hatte ich jetzt leider kein Rindergespann. Ich konnte mir aber eine Schubkarre ausborgen, mit der ich meine Sachen die sechs km ins Forsthaus karrte. Dort wohnte ich in einer Kammer mit einem anderen Azubi. Mir gefiel es dort bald sehr gut. Endlich wurde ich in dem Beruf ausgebildet, den ich mir immer gewünscht hatte. Aber die Freude währte nur kurz.

Im Oktober 1943 hatte mein Vater einige Tage Heimaturlaub. Bei dieser Gelegenheit besuchte er mich im Forstrevier. Mit Herrn A. verstand er sich offenbar sehr gut. Der war zwar nur vier Jahre älter als mein Vater (1899), aber nicht mehr zur Wehrmacht eingezogen worden. Von seiner Einstellung her wusste ich aber, dass er keinen Augenblick gezögert hätte, seinen Beitrag an der Front zu leisten. Bereits als junger Mann war er 1919/20 beim Freikorps in Schlesien gewesen und hatte dafür gekämpft, dass nicht noch mehr Teile der preußischen Provinz von Polen besetzt wurden. Zu meiner Zeit im Forstamt Kittlitz war er Standortführer der örtlichen Hitlerjugend und hatte deren Ausbildung zu beaufsichtigen.

Als uns mein Vater besuchte, diskutierte A. die ganze Nacht mit ihm und erläuterte meinem Vater, wie der Endsieg aussehen würde. Mich wunderte da schon, dass ihn mein Vater nur selten unterbrach und eher zuhörte. Am nächsten Tag durfte ich drei Tage mit ihm zu einem Kurzurlaub nach Kösteldorf. Natürlich freute ich mich darüber. Vater einige Tage von der Front zu Hause und ich auch dabei, was anderes als Freude hätte das sein sollen! Natürlich werde ich auch gedacht haben: „Da wartet sicher Arbeit auf dich.“ Aber nicht deshalb sind mir diese drei Tage ewig in Erinnerung geblieben, sondern weil Vater meine Welt zum Einsturz brachte.

Auf der Heimfahrt verließen wir den Zug in Neurohlau und hatten noch eine gute Stunde Fußweg nach Kösteldorf. Da hat er mich beiseite genommen und mitgeteilt, dass es mit großer Sicherheit keinen deutschen Sieg geben werde. Der Krieg sei verloren. Er selbst werde auch nicht aus Russland zurückkommen. „Wir Deutschen werden dort alle von den Partisanen abgeschlachtet“, sagte er. „Mein Vater ist nicht aus dem ersten Weltkrieg zurückgekommen, und ich komme nicht aus Russland zurück.“ Deshalb sei es besonders wichtig, mahnte er mich, dass ich heil durch den Krieg komme; denn die Mutter und mein jüngerer Bruder seien ganz auf mich angewiesen. Ich dürfe mich deshalb nie zu einem Sondereinsatz verpflichten und müsse immer bestrebt sein, heil nach Hause zu kommen. Es werde eine schwere Zeit werden. Was aus Deutschland werde, sei ungewiss. Der A. sei ein lieber Mensch. Aber von dem, was auf dieser Welt ablaufe, habe er keine Ahnung.

Ich war schockiert. Jeder andere, der mir das gesagt hätte ich sicher verrückt erklärt und natürlich den Finger auf den Mund gehalten und „psst“ gesagt, damit mich ja niemand hört; denn wenn es der Falsche mitgehört hätte, wäre es sicher nicht ungefährlich gewesen. Ich kann mich deshalb noch so gut an die Situation erinnern, weil ich tagelang wie betäubt war von dem Gedanken, der Krieg könne verloren gehen. Ich konnte und wollte das zunächst nicht glauben. Alles, was bisher an Informationen in meinen Gesichtskreis gelangt war – bis zum Oktober 43 – wies darauf hin, dass es einen Endsieg geben müsse. Sieg hatte sich für das Reich an Sieg gereiht. Gewiss – Stalingrad am Anfang dieses Jahres 43, aber das war so weit weg in Russland – das war ein Ausrutscher. Und von dem wirklichen Gräuel dieses Geschehens wussten wir nichts, verglichen mit dem, was heute jeder weiß oder nachlesen kann. Natürlich ist dadurch jedem klar, dass 1943 die Niederlage deutlich abzusehen war. Ebenso eindeutig gewinne ich daraus die Erkenntnis, wie sehr die Vorstellung eines Menschen von den Nachrichten bestimmt wird, denen er ausgesetzt ist. Das mag banal klingen, bedeutete aber für uns in Kösteldorf in diesem Oktober, dass unsere Einschätzung des Schicksals mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun hatte. Alle, die ich kannte, irrten in ihrer Zuversicht genau so wie ich. Nur Vater hatte recht – in jeder Beziehung, auch was die Vorhersage seines Todes anbelangt, obwohl er ja, wie oben erwähnt, den Krieg überlebte. Das hat er mit Gewissheit schicksalhaft dem Umstand zu verdanken, dass er 1944 bei der Invasion in Frankreich von der Ostfront abgezogen wurde und deshalb am Ende des Krieges in Kriegsgefangenschaft im Westen geriet. Um diese in Dachau bis 48 zu überleben,

brauchte er natürlich auch Glück, und dieses hatte er jedenfalls an der Westfront leichter als bei den russischen Partisanen.

Lang währte meine Ausbildung zum Forstmann in Kittlitz nicht. Schon im Frühjahr 44 wurde ich gewahrt, dass das Reich auch meinen Einsatz zum Endsieg benötigte. Im März 44 kam ich zur vormilitärischen Ausbildung nach Teplitz-Schönau und gleich danach zur vierwöchigen Spatenausbildung beim Arbeitsdienst in Dresden-Freidelsdorf. Im Mai war ich schon bei der Ausbildung an den 8,8er Flakgeschützen. In Dresden-Übigau, dort wo die Autobahn über die Elbe geht, waren wir stationiert. Zum ersten Mal wurden wir dort ins Graubraun der Arbeitsdienstuniform eingekleidet. Wir übernahmen von dem 26er Jahrgang eine Flakbatterie mit acht Geschützen. Die mussten an die Front zur Wehrmacht. Damals durfte ich nach der monatelangen Ausbildung erstmals nach Hause fahren – vier Tage. Nach meiner Rückkehr hatten wir am Pfingstmontag 44 erstmals Feindanflug. Wir mussten nur Sperrfeuer schießen. Das machte unsere Batterie so miserabel, dass 120 Mann nach Stolpmünde an der pommerschen Ostseeküste zum Übungsschießen abkommandiert wurden. Im Juni kamen wir nach Dresden zurück. Das war nun gesichert und von 32 Batterien umstellt. Wir hatten aber keine Feindanflüge. Deshalb gewannen auch wir den Eindruck, dass die Alliierten es nicht auf die Elbestadt abgesehen hatten. Ob das deren Taktik war oder im Sommer 1944 den Tatsachen entsprach und sich die Alliierten Anfang 1945 dann umorientierten, weiß heute nach fast 60 Jahren mit Sicherheit niemand mehr zu sagen; denn die bestimmenden Akteure für die Katastrophe, die über Dresden im Februar 1945 hereinbrechen sollte – allen voran Churchill und Bomber Harris – leben heute längst nicht mehr. Dass sie mit dieser Wucht über Dresden kam, hatte aber mit der leichtsinnigen Gewissheit zu tun, dass Dresden nicht angegriffen werde. Wie die anderen wurde deshalb auch unsere Batterie abgezogen. Wir mussten in Ruhland-Dolstheida neue Geschützstellungen bauen, um die Brawagwerke zu schützen. Dort waren wir dann mit 20 Batterien und durchaus sehr beschäftigt. Tag und Nacht hatten wir Anflüge.

Am 13. Februar kamen massenhafte Anflüge, aber sie gingen in 10.000 m Höhe außer Reichweite südlich an uns vorbei nach Dresden. Der Feuerschein am Himmel zeigte uns dann noch trotz der Entfernung, dass die Bomberstaffeln dort ihr Ziel haben mussten.

Am nächsten Tag, dem 14.2. sollte ich als Kurier nach Dresden. Schon in Bautzen wurde mir die Weiterfahrt verweigert. Polizei sperrte die Straßen. Alles brenne. Deshalb seien die Straßen unbefahrbar. Befahrbar seien voller Menschen. Flugblätter fielen vom Himmel. Bis Bautzen konnte man sie finden. Darauf war zu lesen, dass die Leute sich auf die Elbwiesen retten sollten. Wie wir später erfuhren, half ihnen das beim zweiten Angriff wenig. Wir sahen, dass der am Mittag dieses Tages erfolgte. Die Amerikaner warfen die Phosphorbomben, die die Menschen, wie uns dann von Augenzeugen berichtet wurde, auch auf den Elbwiesen zum Brennen brachten. Wir fuhren über Senftenberg zurück nach Ruhland. In Dresden konnten wir überhaupt nicht helfen. Dass die Stadt untergegangen war, wurde uns in den nächsten Tagen bestätigt.

Bis Ende März konnten wir das Brawag-Werk noch einigermaßen sichern, dann wurde die Massierung der alliierten Angriffe zu stark. Sowohl das Werk wie auch unsere Batteriestellungen wurden zerschossen und zerbombt. Wir wurden deshalb Anfang April aus der Batterie rausgezogen und nach Simmersdorf bei Bad Muskau verlegt. Dort mussten wir Gräben und Schanzen als Panzerhindernisse bauen, außerdem Geschützstände. Am 16. April erfolgte dann der erwartete Großangriff der

Russen über die Oder, der mit dem auf Berlin in Verbindung stand. Das wussten wir damals nicht. Der Tag war so furchtbar, dass ich ihn nicht vergessen werde.

Schon um fünf Uhr früh heulten drei Stunden die Stalinorgeln. Dann setzte der Russe über die Neisse. Dabei wurden von uns vier bis fünf Panzer abgeschossen. Es waren T 34. Das Geschützfeuer hatte unsere Stellung verraten und wir bekamen eine volle Ladung ab. In 500 bis 1000 m Entfernung sind die russischen Panzer dann vorbeigefahren. Wir haben keinen Mucks mehr gemacht; denn einen weiteren Volltreffer hätte unsere Stellung nicht ausgehalten. Ein Funkspruch wies uns an, wir sollten nicht zurückgehen, uns einigeln und auf den Nahkampf warten. Der Volksturm und die Wehrmacht zog sich zurück. Der Geschützstaffelführer Zenner (oder Zehner, genau weiß ich das nicht mehr) sagte, wir sollten dem Abteilungsführer melden, dass einigeln zwecklos sei. Bei dieser Überlegenheit des Feindes sei nur Zurückweichen sinnvoll. Er ordnete außerdem die Geschützsprengrung an.

So begann unser Rückzug von der Neiße. Es ging querfeldein. Ich hatte noch ein Fahrrad. Als Bewaffnung führte ich einen Karabiner, mehrere Handgranaten und zwei Panzerfäuste mit. In einem Panzergraben sammelten wir uns noch einmal. Von den 120 Mann am Vortage waren ungefähr noch 20 übrig. Der Tod hatte furchtbare Ernte gehalten.

In Gruppen suchten wir uns nach rückwärts zu einer Einheit durchzuschlagen. Ich war in einer Siebenergruppe. Am 20. April sind wir bei Riesa über die Elbe gegangen. Eingedenk des Auftrags meines Vaters zog ich an der Elbe weiter und kam bis Königstein, dem Ort mit der berühmten Feste. Als ich dort in der Kaserne übernachten wollte, traf ich meinen ehemaligen Chef, den Oberstfeldmeister Goldenberg. Bei ihm hatte ich vor einem Jahr die Ausbildung in Dresden-Freidelsdorf gemacht. Jetzt bildete er hier gerade den 29er Jahrgang für den Arbeitsdienst aus. Zu ihm hatte ich damals schon ein gutes Verhältnis entwickelt. Nach dem Chaos der letzten Tage war ich froh, auf ihn zu treffen. Er sagte gleich: „L., du bleibst hier und hilfst mir.“ Es mussten wieder Erdarbeiten gemacht werden. Dann sollten wir mit den jungen Kerls über Pirna in Richtung Bautzen gegen die Russen in den Kampf ziehen.

Schon in Pirna hat uns die SS-Division „Frunderberg“ in ihre Obhut genommen. Mit ihr marschierten wir elbeaufwärts bis Bad Schandau und schlugen uns im Schutz des Kirnlitzsch-Tales in die Böhmisches Schweiz nach Osten durch. Hier begann ich mich immer besser auszukennen. Heute im Rückblick ist es fast wie ein Wunder, dass ich am Tag des Kriegsendes just in dem Gebiet strandete, wo ich nicht einmal zwei Jahre vorher meine Forstlehre begonnen hatte. Am 8. Mai waren wir in Kreibitz-Teichstadt (Chřibská-Rybniště) nur wenige km von „meinem“ Forsthaus. Der Oberst und Feldmeister Georg Goldberg ordnete sogleich die Rückführung an und bestimmte mich zum Führer der Nachhut.

Bevor wir in Richtung Dresden abmarschierten, machte ich einen Besuch im Forsthaus. Mein Zimmer gab es noch. Das hatte jedoch inzwischen eine Flüchtlingsfamilie aus Schlesien belegt. Mein Chef, Herr Androsch, war erfreut, mich zu sehen, aber auch entsetzt; denn ich trug noch meinen Karabiner. In jenen Tagen ging vieles so schnell, dass das Begreifen manchmal nicht Schritt halten konnte. Solche Nachlässigkeit haben viele damals mit dem Leben bezahlt. Ein Glück, dass ich nicht einem „Partisanen“, sondern Androsch mit dem Karabiner begegnet bin. Er entriss mir die Waffe und zerschlug sie an einem Baum. Dann gab er mir noch einen Teller Suppe und sagte: „Mach dich fort und sieh zu, dass du heil heimkommst! Viel Glück!“ Er wurde in die SBZ vertrieben, besuchte uns aber schon 1953 im Westen.